

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Arnold Stadler

Rauschzeit

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1. Mausi

Was ist Glück? Nachher weiß man es.

Mausi lag da und lebte. Sie lag in ihren weißen elegant-robusten Bruno-Paul-Korbmöbeln vom Sonnendeck des längst untergegangenen Norddeutschen Lloyd dampfers Columbus. Ja, sie lebte, leichtbekleidet und erwartungsvoll, und hatte gerade in Inges Geburtstagsgeschenk *P.S. I love you* zu lesen begonnen, im Original, denn sie war eine Übersetzerin, die von so etwas träumte. Es gab keinen schöneren Titel als *P.S. I love you*, dachte sie. Das Lied, das genauso hieß, kannte sie auch schon: »Yesterday we had some rain, but on the whole, I can't complain« ... So wie es Rudy Vallée 1934 gesungen hatte. Was waren schon siebzig Jahre, wenn sie vorbei waren. The Hilltoppers aus den vierziger Jahren waren aber auch nicht schlecht.

Es war auf ihrer Dachterrassenlandschaft in der Haberlandstraße. Für den Abend stand die *Tosca* mit Inge und Justus auf dem Programm. Der Gutschein für die zwei *Tosca*-Karten stammte von jenen Freunden, denen Mausi zweihundert Euro wert war. Das Wort Gutschein war eigentlich schon gänsehauterregend. Für die Karte von Alain, also für den Platz neben Mausi, hatte Justus, wie er sagte, einen idealen Ersatz gefunden. »Lass dich überraschen!« Nur so viel wollte er verraten: »Es ist ein blonder Däne.« War das nicht eine Tautologie? Dachte sich Mausi, und das hätte schon wieder der Titel eines Liebesromans sein können: *Der blonde Däne. Ein tautologischer Liebesroman*, geschrieben von einem Menschen, der das Leben hinter sich hatte, und sich noch sehr wohl daran erinnern konnte, und auch noch daran, was die Liebe für ein seltsames Ding war. Eigentlich nur geglückt in einem Liebesroman und gelesen

von ebensolchen Menschen wie Mausi, Frauen wie Mausi, als wären sie von der Natur für die Liebe wie das Lesen von Liebesgeschichten vorgesehen, Liebesgeschichten, die vom Leben als Glück gedacht, von der Schriftstellerin jedoch als Unglück beschrieben werden mussten, das sich im letzten Augenblick noch in ein Entsagungsglück wendete.

Und das ist gut so, dachte sie schon fast vergnügt an ihre Tante Mausi, die schon früh, das heißt in einem Alter, in dem sie selbst jetzt war, gesagt hatte: »Ik hab abjedankt. Sollen die Jungen mal ran!«

In solchen Romanen war es dann so, als wären die Frauen von einem Mann ausgedacht, seine Geschöpfe, und als hätte Gott zu den Männern gehört. In den Liebesopern war es genauso. Immer nur Männer, oftmals alte, die diese dicken Romane und Opern geschrieben hatten, und über die Jahrhunderte und Jahrtausende waren es Frauen, die sich von den Männern erklären lassen sollten, was die Liebe war.

Also ein blonder Däne, der neben ihr mitanhören und mitansehen musste, wie Tosca singend in den Tod sprang. So hatte es Puccini verfügt, geschrieben in Rom, in ein paar Monaten des Jahres 1899, und zum ersten Mal gehört ebenda, Anno 1900, zum dreißigsten Geburtstag Italiens und der Eroberung Roms durch die Italiener. Das war nun über zweieinhalbtausend Jahre nach der Eroberung Italiens durch die Römer. So viel Geschichte musste sein.

Puccini ließ eine Frau in den Tod springen, von der Engelsburg, die gerade noch die Zuflucht des Papstes gewesen war, auf der Flucht vor den päpstlichen Männern und Folterern. Das erwartete sie. Mehr wusste Mausi nicht. Sie lebte gerne, es war Freitag, der 25. Juni 2004. Jetzt wurden die Tage wieder kürzer. Friedrich Gulda (sonst war es immer Lili Kraus) spielte gerade für sie das *Andante con variazioni in fa minore* von Franz Joseph Haydn. Alain war in Köln.

2. Alain

Die Welt war der Ort, wo uns die Zeit davonlief, von diesem Satz in meinem Kopf war ich schon gleich nach 5 Uhr aus dem Bett getrieben worden, und mit den Sätzen von Mausl, die sie mir mit auf den Weg nach Köln gegeben hatte, stand ich nun vor meinem Morgenspiegel: Dass du wie ein Waldschrat aussehst, weißt du. Und außerdem hatte sie mich kurz darauf auch noch gefragt: »Sollten wir nicht ins Vegetarische wechseln?« Das setzte die Geschichte von Menschen voraus, deren große Zeit vorbei war.

Mir war nun, als würde ich, wie bei den Wahlen, so langsam in den Kampf der Jungen gegen die Alten hineingezogen, das war mir neu. Die meisten Gesichter um mich herum waren nicht mehr videomedientauglich, ich lebte in der Zeit von Alkibiades II. und dazu, als läge die Zeit schon hinter mir und ihr musikalisches Vorzeichen wäre: »Ich war immer zu spät glücklich, nie zur rechten Zeit« gewesen. Als meinte er mich.

So war Professor Pfothenhauer mit seinem Eröffnungsvortrag des Internationalen Übersetzersymposiums angekündigt gewesen: Untertitel: *Nachgetragenes zu Jean Paul. Ein Leben mit Jean Pauls Abschweifungen des Lebens*. Aber wegen eines Pilotenstreiks in London, der Stadt von Twiggy, Margaret Thatcher, der Queen, Sherlock Holmes, der Krimis, des Geldes und der Petticoats, saß er in Heathrow fest, und ich war, wenn ich ehrlich gewesen wäre, eigentlich nur deswegen nach Köln gefahren, vielleicht auch noch ein wenig aus Schreck über Mausls Sätze aus Berlin vertrieben. Und nun stand ich allein mit Jean Paul und »Ich war nie zur rechten Zeit glücklich« vor diesem Spiegel und dachte, was aus diesem Satz noch werden sollte.

Ich war nun ein Mann von vierzig Jahren, der so langsam sein Buch *Ein Mann von vierzig Jahren* hätte beginnen müssen und davon schreiben, und in der grauen Mitte meines Lebens

hätte der Satz stehen müssen, dass ich nie zur rechten Zeit glücklich gewesen war, das sollte mein erster Satz sein. Doch der ging nun überhaupt nicht mehr. Denn gerade jetzt musste ich mit dem Blick in diesen Spiegel, und keinem sonst als mir, sagen: Jetzt bist du gerade zur rechten Zeit unglücklich.

Ja, es war auch unsere Geschichte, dachte ich nun, die Geschichte von zwei Liebenden, deren große Zeit vorbei war. Es waren genau genommen mindestens zwei Geschichten. Die es vielleicht niemals gegeben hatte. Vielleicht hatte es auch mich nie gegeben? Aber diese Wörter gab es: »vegetarisch« und »Waldschrat« ..., die nun in diesem Raum standen, so groß wie ich. »Dass du wie ein Waldschrat aussiehst, weißt du.« Das wusste ich schon länger. Das hatte Mausi mir wieder gestern früh gesagt, als wollte sie nicht, dass sich in Köln meine Chancen in der Welt der Frauen und Männer, die wussten, wo es langging, verminderten, und sie sich mit mir blamierte. Es war gar nicht so lange her, da hatte sie noch von mir geschwärmt: Mit dir bin ich immer gut angezogen! Jetzt war ich zum Waldschrat geworden, als sie in meine Wohnung herüberkam, wir waren ja durch eine gemeinsame Binnentür miteinander verbunden, und ich stand gerade in meinem Badezimmer mit seinem überdimensionalen Spiegel, in den ich noch gar nicht richtig hineingeschaut hatte, und machte mich für Köln zu recht. Und dann, als sie weg war, schaute ich doch in diesen Spiegel: Sie hatte vielleicht recht. Ja, eine Rasierklingenreklamefresse war es nicht mehr. Immerhin: Eine Minusfresse hatte ich noch nicht. Doch das Wort »Waldschrat« war so groß wie ich ... und dann kam noch, wie nebenbei, das vegetarische Angebot. War es tatsächlich schon so weit? Hatten wir uns schon so auseinandergelebt, dass wir nicht mehr zusammenkamen, schon eingependelt in einen Vegetarier-Modus oder Vegetarier-Status? War es nicht genug, dass wir schon in unseren getrennten Zimmern schliefen? Ich wusste es nicht. Die Zeit, da

sie »my Bonnie« zu mir sagte und mich zu den fleischfressenden Pflanzen rechnete, war lange her. So weit konnte ich Mau-sis Wörter übersetzen, ein Vierzigjähriger, noch so einer, ein Mensch vor dem Spiegel, und ich sah nun aus wie gewaschen bei 60 Grad, dachte ich, und machte mich nun weiter für den ersten Tag zurecht. Ein wenig auch wie Kafkas Gregor Samsa, Kafkas Käfer, am anderen Morgen.

Und dann hörte ich, es war im Deutschlandfunk: »Die meisten Menschen sind glücklicher, als sie es wissen« ... und was so alles geredet wird im Radio, am Morgen zwischen fünf und sechs. Kannte dieser Mensch mich? Was wusste er von mir? »Wenn ein Rollstuhlfahrer hereinrollt, geht es mir schon ein wenig besser« und so fort; ich schämte mich, dass dieser Psychologe die Menschen für so primitiv hielt, und einen von ihnen sah ich vor mir, der mit Wörtern wie »Waldschrat« und »vegetarisch« gestraft, in diesem seitenverkehrenden Spiegel stand, so dass ich mich nun fragen konnte, ob mein Leben nicht ein Irrtum war. Das wusste ich nicht. Aber ich sah nun einen vor mir, dem bei diesen neobarbarischen, darwinistischen, natürlich wahren Sätzen nun seine alten Empfindungen in die Quere kamen: Es zerriss mich vor Schmerz, weil es mich nicht vor Schmerz zerriss. Und ich war schon ganz verzweifelt, weil ich immer noch so viel Hoffnung hatte.

Meine Frage war nun: Was ist Glück? Und meine Antwort: Nachher weiß man es. Und zurückfahren nach Berlin musste ich auch noch. Aber erst übermorgen, am Sonntag, nachdem die Konferenz vorbei wäre.

So stand ich mit meinem Duschgel und meinem spiegelverkehrten Gesicht, ganz nackt und sonst nichts, ein Mann von vierzig Jahren, und ich fragte mich, ob es nun der Höhepunkt in meinem Leben gewesen sein sollte, dass ich einmal im Fahrstuhl von oben nach unten Yoko Ono begegnet war, und wie sie beim Aussteigen so schaute, als hätte sie »Auf Wiedersehen –

Bye!« sagen wollen, und ich in diesem Gesicht, das kein Gedicht war, mehr nicht lesen konnte? Oder war es das Höchste, einmal im Frankfurter Hof übernachtet zu haben, aufgrund einer Verwechslung, als Gast des Börsenvereins, wo mir im Fahrstuhl Yoko Ono so nahe kam, dass ich sie hätte töten können? Oder war das der Gipfel, auch der Erkenntnis, wie Iris Berben mit Rüdiger Safranski im Hotel Waldhaus in Sils Maria 1803 Meter über dem Meer über den Tod (um das Jahr 2000 herum) diskutierte? Und ich hörte es. Über den Tod in der Oper und den Tod der Oper, etwa zu der Zeit, als die Welt brannte, und anderswo, irgendwo auf der Welt, der Mensch in den Tod sprang, und auch die Tosca. Ach, die Philosophen hatten so viel über alles geredet, über die ganze Welt, die der Ort war, wo wir uns nicht begegneten und in der Zeit verloren.

Es war um diese Zeit vor einem Jahr, am längsten Tag gewesen, dass ich zu diesen Vorträgen ins Waldhaus gepilgert war, und übernachtet hatte ich in der billigsten Pension, die mir vom Veranstalter, der Nietzsche-Gesellschaft, genannt worden war, ohne dass ich danach gefragt hätte. Vielleicht war es wegen des ausländischen, unamerikanischen Akzents meiner Sprache, einer Sprache, die nicht nach Geld klang. Vielleicht war es auch meine Stimme, die wohl auch so klang, als hätte es da einer noch nicht geschafft, eine zu junge Stimme für einen dafür zu alten Menschen. Immerhin: Die einzige Jugendherberge des Hochtals war es nicht, und ich war auch noch nicht vierzig, und in einer Berghütte des Alpenvereins oder in einem Massenlager einer evangelischen Freizeiteinrichtung hätte ich wohl auch noch unterkommen können, und keiner dachte, dass da irgendetwas nicht stimmte, auch nicht stimmte mit mir. Nicht einmal ich selbst war damals auf diesen naheliegenden Gedanken gekommen, in meinem Kopf, der mir eigentlich näher war als ich mir selbst. Gewiss, ich hätte mir auch etwas anderes leisten können, zur Not auch das Waldhaus, denn ich

hatte ja Mausi, die mit ihrem Gewehr hinter mir stand, das war eine Redensart von Tante Mausi gewesen. Doch ich wollte ihr nicht immer derart auf der Tasche liegen, wie der Mensch immer noch einfach und deutlich sagte, und mir auch nicht, auch wenn sie selbst keinen Igel in der Tasche hatte, wie meine Verwandten in Isigatreute in ihrer Muttersprache für einen geizigen Menschen sagten, und ich auch nicht.

Nun war es das Ibis, in dem ich zu liegen kam. In dem Menschen arbeiten mussten oder auch nur übernachteten, unter den Bedingungen des Lebens, das immer wieder weggeputzt werden musste, die verwichene und verwickelte Zeit, die erst angeblasene, dann verblasene Zeit, mit ihren Spuren, Tag für Tag, Morgen für Morgen von Menschen, die ich niemals zu sehen bekäme und denen es doch auch nicht anders ging als mir, mit meinem linkshändigen Leben im Kopf, in dem alle Jahreszeiten auf einmal versammelt waren, der nun so langsam hätte, nachdem die Liebe hinter ihm lag, wie ich fast schon glaubte, mit seinem Liebesroman beginnen müssen.

Über Nacht hatte es in Sils Maria dann über alles hinweggeschneit, zwar am längsten Tag des Jahres, und trotzdem hat es geschneit, und der Schnee blieb auf den Autos liegen, die freigeschaufelt werden mussten, und die im Schneesturm überraschten Menschen auf dem Malojapass evakuiert. Und ich? War mit einem Herbstgedicht von Nietzsche in meinem Kopf aufgewacht und sah draußen den Schnee und sagte das Gedicht vor mich hin: »Dies ist der Herbst: der – bricht mir noch das Herz!«, das ich wieder einmal ganz falsch auf mich bezog, denn es hieß: »Dies ist der Herbst: der bricht dir noch das Herz!«, und mit diesem »dir« meinte Nietzsche gar nicht mich, sondern sich, so dass ich mir sagte: nie wieder. Auch weil es schon Ende Juni war, und ich so langsam mit dem Zitieren aufhören und mit dem Leben beginnen sollte. Und bevor ich damit wieder einmal anfang an diesem Morgen und

hinausging, setzte ich mich noch etwas auf das ibis-Bett. Der Mensch will bleiben. Aber er muss gehen, und ich war schon zum ersten Mal müde an diesem Tag und sah wohl aus wie der ratlose Christus von Wilsnack.

3. *Mausi*

Auf den Tag genau vor einer Woche hatten sie ihren vierzigsten Geburtstag gefeiert, was steuerlich nicht absetzbar war. Und auch den fünfzehnten Hochzeitstag, es war im Juni 1989 gewesen, der Termin war ihnen noch von Onkel Adalbert aufgeschwatzt worden, denn so konnten sie die Steuervorteile für das ganze Kalenderjahr geltend machen, sagte er. Und nun sagten die Immobilienhändler von ihrer Wohngegend im 1-A-Segment oder Tripple A: Da werden die Wohnungen nicht verkauft, sondern vererbt. Und sprachen von Filetstücken und lichtdurchfluteten Residenzen auf der Höhe des Jahres 2000, vom Stall von Bethlehem an gerechnet. Es handelte sich vielleicht auch nur um lichtdurchflutete Schweineställe.

»Was ist Glück? Nachher weiß man es.«

»Es ist ein blonder Däne ... und heißt Jesper ... kommt von einer Insel im Kattegat. Hjelm«, sagte er, und Mausi wusste freilich nicht, dass die Insel nicht bewohnt war. Aber es gab sie. Angeblich hatte Justus ihn im Netz gefunden, als Ersatz für Alain, der ja auf der Übersetzerkonferenz in Köln sein musste.

Mausi schaute gleich bei Wiki nach.

Eigentlich lag die Zeit der Brandstiftungen hinter ihr.

»Und das ist gut so.« ... Dass es ein Mann war, der neben ihr dreieinhalb Stunden lang die *Tosca* hören sollte, einer von 49 Prozent Menschheit auf der Welt, war noch nichts Besonderes. Dass er blond war, schon eher, denn wohl mehr als

95 Prozent ihrer Bewohner waren eigentlich schwarz und grau oder hatten ihre Haare schon verloren. Das meiste Blond war das Ergebnis einer Milliardenumsatzindustrie. Die reichste Frau Frankreichs, dem Land der Liebe, aus dem auch Alain kam, verdankte ihren Reichtum den Frauen und auch ein paar Männern, die blond sein wollten. Mausei selbst war einmal eher dunkelblond gewesen und mit den Jahren immer blonder geworden, die Farbe, keine Beleidigung, passte zu ihr. Also ein blonder Däne, der neben ihr mitanhören und mitansehen müsste, wie Tosca singend in den Tod sprang. Das erwartete sie. Mehr wusste sie nicht.

Sie war nun vierzig, aber so viel Zeit schien auch wieder nicht vergangen, dass sie es nicht mehr gewusst hätte und noch mehr: sich hätte nicht mehr an die Stelle erinnern können, wo die Verliebten »ich brenne« sagen, sich wenig später aus Liebe in den Tod stürzen wollen und es manchmal auch tun und so das Mainstreamglück immer wieder skandalös in Frage stellen. Wenn auch im gesungenen Fall nur als Theater. Denn danach würde die Tosca lachend beim Italiener sitzen inmitten privilegierter Zuhörer und Zuschauer, die auch dafür bezahlt hatten wie der Mörtel-Lugner für Andie MacDowell beim Wiener Opernball.

Tosca war aber eine von jenen Frauen, die mit ihrem Leben und Sterben den Mainstreamglauben, dass das Leben dem Tod vorzuziehen sei, grauenhaft konterkarierten, und den Suizidforschern, den Stardirigenten und Startenören und dramatischen Sopranen sowie der ganzen Kulturindustrie ein luxuriöses Leben ermöglichten und mit ihrem Tod auch noch finanzierten. Es war einer der lukrativsten Sprünge in den Tod aller Zeiten.

Auf die *Tosca*, zumal als Nachmittagsveranstaltung um 17 Uhr gegeben, hatte Mausei nun noch weniger Lust. Immerhin: Ich kann diese Frau verstehen, dachte sie schon im Vor-

aus, in ihrer prototypischen Liege von Bruno Paul, dem Vater des Designs, bei dem Mies van der Rohe, der eigentlich nur Mies hieß, Jahre in die Lehre gegangen war. Bruno Paul hatte immerhin ein Ehrengrab auf dem Dahlemer Waldfriedhof, »besaß« ließ sich ja schlecht sagen. Aber etwas zu verstehen bedeutete auch für Mausl nicht unbedingt, dass sich ihre Lust darauf gesteigert hätte. Nicht alles, was wir verstehen können, ist etwas für mich. Das hatte sie bei mancher Zigarette herausgebracht, deren schönem Rauch sie nun wieder einmal hinterhersah. Den Menschen hinterhersehen, wie sie singend in den Tod sprangen und den Satz der Bremer Stadtmusikanten »Etwas Besseres als den Tod findest du überall« als falsch überführten, ja falsifizierten?

Immerhin: Bremen lag schon fast am Meer. Sie konnte es schon riechen, daher fuhr Mausl auch so gerne nach Bremen. Von wo, vor nicht allzu langer Zeit, was waren schon hundert Jahre, wenn sie vorbei waren, eine schöne Frau, eine ihrer vier Urgroßmütter, in Begleitung der ganzen Familie unterwegs nach Potsdam war: Dort bekam ihr Papi aus der Hand des Kaisers einen höchsten Orden der Allerhöchsten Majestät überreicht. Anschließend durfte Mausls Urgroßmutter ein eigenes dafür verfasstes Gedicht von Rudolf Alexander Schröder vortragen. Bei dieser Gelegenheit sah und hörte sie auch zum ersten Mal das Wunderkind, ihren späteren Mann Max, genannt Maxi, auf seiner Stradivari spielen, die er von der Fürstin Fugger geschenkt bekommen hatte, wohl aus Liebe. Die Ehe hielt aber nur die Geburt von drei Kindern lang.

Die Urgroßmutter wurde schuldhaft geschieden und verschwand auf dem Landgut ihres sächsischen Porzellanfabrikanten, das war schon in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts gewesen, warum eigentlich, das erfuhren die Nachgeborenen auch nie. Die drei Kinder blieben beim Wunderkind, das alsbald wieder heiratete, und gingen bald an seine zweite Frau über. Das

preußische Recht verfügte es so, dass eine schuldhaft geschiedene Mutter ihre drei Kinder, die zwischen zwei und sechs Jahre alt waren, fünfzehn Jahre nicht sehen durfte. Am Ende starb das Wunderkind im Steckerübenwinter von 1917, ungewiss, ob verhungert oder erfroren, und hinterließ sechs Nachkommen, eine geschiedene, unglückliche Frau sowie eine rechtmäßige Witwe und eine Stradivari und einen Papagei. Und dann auch noch die Inflation, ein Wort, das Egon bis zu seinem Tod in seinem Wortschatz behielt und damit die oftmals wohlhabenden Gäste in Mausis Elternhaus schreckte. Und dann erst recht nach dem Mauerbau: Gleich hinter dem Haus ihrer Großeltern, in dem auch Tante Mausi bis zu ihrem durch die Tuttlinger Firma mit Gewalt erzwungenen Auszug gelebt hatte, begann damals der Todesstreifen, und mit dem Geld, auf die sechs Kinder aus der ersten und zweiten Ehe verteilt, wurde von Mausis Erbteilseite dann jene Sofagarnitur, auch sie von Bruno Paul entworfen, gekauft, die nun in Mausis Salon stand, und die Geschichte dazu erzählte sie immer wieder. Mausis Freundin Inge sagte dann jedes Mal: Ihr wollt auch alles gehabt haben und gewesen sein! Als hätte sie sich wieder einmal hinaufgeschwindelt.

Dabei war es eher hinabgezählt. Reichskanzler Fürst Bülow war der Freund von Mausis Urgroßvater von der Bremer Seite, der wie der Kaiser gewollt hatte, er wäre Kolonialminister des Reichs geworden, die Briefe dazu gab es noch. Dieser Mann, von dem Mausi in gerader Linie herrührte, sie war ja kein Baum und hatte keine Wurzeln, dirigierte die Schiffe des Norddeutschen Lloyd auf den Weltmeeren, dazu ein Heer von Arbeitern an Land, durchweg Männer. Zu diesem seltsamen Geschlecht gehörte auch der Kaiser. Die Geschichte Preußens endete bekanntlich in einem Holzhacker. So viel Ordnung musste sein. Aber seit 1989 lebte sie, die Geschichte Preußens, langsam wieder auf, gerade im Jahr, als Mausi nach Berlin zurückgekehrt war, dieses Mal mit Alain. Das eine hatte mit dem

anderen nichts zu tun. Alles war nur gleichzeitig. Und der Mensch, der es nicht genauer wissen wollte, sprach dann von Zufall und träumte sich seine Geschichte hinzu und zurecht, denn Träumen war einfacher als Denken.

Zu Füßen der Bremer Stadtmusikanten, der Märchenfiguren und ihrem Denkmal, zwischen den Fisch- und den Würstchenbuden konnte sie das Meer schon riechen und träumen. Und gleich daneben den Roland, Weltkulturerbe mit seiner ungeheuren Schnalle mit dem musizierenden Engel drauf und wohl Rolands Schwanz gleich dahinter. So viel Ordnung musste sein. Ja, auch das Meer war eine große Gegenwart, und eine solche Nähe so weit weg vom Meer gab es nur in Bremen. »Mein Mann kommt vom Meer« oder »meine Frau liebt das Meer«, was für schöne Sätze, die mit »beati sunt« begannen, die an jedes Meer und jeden Beginn und jedes Ende einer Liebesgeschichte passten. Und manchmal noch dachte der übriggebliebene Mensch »und ich dachte, sie liebt mich« dazu. Doch das Meer war vieles, am Ende auch noch ein Bauch, in dem alles verschwand, ein Loch, gefüllt mit Leben und Tod, Liebe, Hass und Müll. Und doch. Ja, sie liebte das Meer, immer noch, und daran würde sich wohl nichts mehr ändern, und dass sie nicht ans Meer gezogen war, würde einer der Fehler ihres Lebens gewesen sein, so dachte sie. Dass sie nicht ans Meer gezogen war: Das hätte sie heute vor einer Woche, als sie auf dem Geburtstagsabend »Was wir am meisten bereuen« spielten, bekennen müssen, fast schon eine Sünde, ihrem Leben gegenüber.

Alain kam (auch) vom Meer, mit dem sie immer noch verheiratet war, eigentlich mit beiden, mit Alain und dem Meer. Und es gab eigentlich keinen Grund mehr, sich von dem einen oder dem anderen zu trennen. Es war Bigamie.

Er kam aus der Ville d'Hiver, einem Stadtteil von Arcachon. Das war ganz im Westen Frankreichs, man konnte schon fast bis Amerika sehen, und der Abendhimmel war manchmal so

blau wie eine Aral-Tankstelle, und von ihrem Haus konnte man noch etwas den Sand von der Düne von Pilat riechen, wie auch das Salz, und zwischen den schönen alten Meerkiefern hindurch sah man gerade noch die Spitze des Leuchtturms von Cap Ferret. Das Meer wurde vom Hinausschauen auch nicht kleiner. Das hatte der aufmerksame Mensch von vierzig Jahren, zu denen auch Mausì gehörte, längst herausgefunden. Und auch, dass der Vers von Horaz: »Caelum, non animum mutant, qui trans mare currunt«, stimmte. Das war selbst noch auf diesem Foto so, Datum »15. 8. 1983«, und hinten die Zeile: »Am Morgen, als wir uns das erste Mal zum Schwimmen aufmachten, kurz vor der Flut«, das sie auf ihrem Schreibtisch stehen hatte, als könnte ein Foto die Zeit festhalten, doch das blieb: eine Erinnerung. Und alles hatte in einem Satz Platz, die Wellen, das Foto, das Meer, du und ich. Es war ein Foto, gemacht von Elfi, gerade in dem Augenblick, als sie dabei waren, sich in Richtung Wellen aufzumachen, Alain und Babette, Toby und Mausì, und auch noch Norbert. Und wie einer von ihnen wohl »kommst du« gerufen hatte. Und dass auch Mausì damit gemeint sein konnte, die mit den anderen, die nun im Verlangen, sich mit dem Meer zu vermählen, in Richtung Wasser liefen, bald rannten. Kurz zuvor hatten sie noch auf ihrem Lieblingsplatz beim Bunker auf jenem Streifen aus Sand zwischen den Wäldern und dem Meer gelegen. Und dann, im Anschluss an dieses Foto verfolgten sie sich, als spielten sie, einmal zu dritt, einmal zu viert, einmal zu fünft, und einmal nur Alain und sie, wie Hunde, die hintereinander her waren, oder wie junge Katzen, als spielten sie. »Kommst du?« Doch die ganze Geschichte, die vergangene und auch noch die kommende, würde im Meer enden. Und das war auch an diesem Tag so, an dem es nicht dunkel werden wollte und die Nächte blau waren Ende Juni, und am Anfang, in der Mitte und am Ende aller Geschichten stand das Tuwort: lieben.